

Schlechte Friedensausichten?

Der türkische Botschafter in Berlin, der an den Londoner Friedensverhandlungen teilnimmt, äußerte sich über die Lage wie folgt: „Die Friedensausichten sind ungemein schwach. — Kommt es aber zur Wiederaufnahme des Feldzuges, so trifft die Verantwortung dafür hauptsächlich die Mächte. Bis hierher ist es vornehmlich deswegen zu keinem Friedensschluss gekommen, weil den Bulgaren seit beinahe drei Wochen bekannt ist, daß die Mächte ihren auf den Besitz des für uns unentbehrlichen Adrianopel gerichteten Wünschen die Stange halten. Vorher war ein den Krieg beendendes Abkommen über die Zukunft der Stadt ganz wohl möglich.“

Es ist ausgeschlossen, daß die Verbündeten, insbesondere die Bulgaren, ohne jede Bereitschaft zu Zugeständnissen nach London gekommen sein sollten. Dazu, der Türkei die Friedensbedingungen der Liga nach dem Schema „Friede Vogel oder stirb!“ zuzumuten, war keine Konferenz nötig. Unsere Gegner sind sich zweifellos darüber klar gewesen, daß sie, zumal nach unserm sehr weitgehenden Entgegenkommen, sich auch ihrerseits zu einem Zugeständnis würden herbeilassen müssen. Wäre eine solche in Form eines Vergleiches über Adrianopel gemacht worden, so könnte der Friede geschlossen werden. Von dem Augenblick an jedoch, wo die Bulgaren sahen, daß ihre Hartnäckigkeit von ganz Europa unterstützt wurde, verging ihnen alles Entgegenkommen.

Da wiederum die Türkei Adrianopel unmöglich schlechweg hergeben kann, so trifft die Schuld an der Fortsetzung des Blutvergießens, wenn es dazu kommt, im Grunde die Großmächte. Diese Haltung der Mächte, die in der in Konstantinopel überreichten gemeinsamen Note zum Ausdruck kommt, stellt eine unumwundene Barriere zugunsten der Verbündeten dar, verstoßt mithin aufs äußerste gegen die von ihnen so oft versicherte Neutralität. Sie wird mit dem Friedensinteresse begründet, dient ihm aber weder für jetzt, noch für später.

Wird die Türkei im Besitz der zur militärischen Deckung ihrer Hauptstadt absolut notwendigen Festung, so dürfte damit der Friedenszustand auf dem Balkan auf zehn oder fünfzehn Jahre hinaus gesichert sein. Adrianopel im bulgarischen Besitz wirkt aber als dauernde Bedrohung für uns als Sprungbrett auf Konstantinopel und bildet einen beständigen Anreiz für bulgarische Angriffslust; denn auf die Versicherung, daß die dann vielleicht mit ganz andern Dingen beschäftigten Mächte Konstantinopel den Bulgaren nicht lassen würden, gebe ich wenig. Die Mächte sind nach meiner Ansicht sehr im Irrtum, wenn sie, wie aus ihrer unterschiedlichen Stellungnahme zu den beiden Problemen hervorzugehen scheint, dasjenige von Adrianopel für unwichtiger halten, als die Inselfrage.

Auch die Zukunft der Inseln aber ist eine Angelegenheit von europäischer Bedeutung. Manches, was für die griechische Besitzergreifung vorgebracht worden ist, fordert zu Vergleichsfragen heraus, die ich aus internationaler Gerechtigkeit lieber unterbrüche. So viel ist klar, daß wir z. B. auf die den Dardanellen vorgelagerten Inseln im Interesse der militärischen Sicherheit von Konstantinopel ebensowenig verzichten können, wie auf Adrianopel. Was über ihre Neutralisierung unter griechischer Flagge gesagt worden ist, sind bloße Redensarten, die über die kriegerischen Möglichkeiten hinwegleiten, als ob Festungsanlagen nötig wären, um diese Inseln zu Stützpunkten einer militärischen Unternehmung, die gegen die Dardanellen gerichtet ist, zu machen. Wie begründet unser Anspruch ist, diese Inseln zu behalten, erhellt am besten daraus, daß wenigstens ein Teil der Mächte ihn anerkennt.

Da die Mächte sich übrigens so eifrig des Friedens annehmen, wenn sie auch zu seiner Stiftung zurzeit leider falsche Mittel ergreifen, so werden sie gerade unter unserm Gegnern über kurz oder lang dazu Gelegenheit bekommen. Man braucht bloß an Monastir, Salonik, an die serbisch-österreichisch-ungarischen und die rumänisch-bulgarischen Streitigkeiten zu denken, und der Stoff zu künftigen Konflikten unter den

heute noch Verbündeten springt in die Augen. Kurzum, der Ausblick ist, soweit er klar ist, nichts weniger als rosig.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Großherzog von Oldenburg hat sich in Bremen an Bord seiner Yacht „Lensahn“ begeben, mit der er die schon erwähnte Reise nach dem Mittelmeer und Schwarzen Meer unternommen wird. Bei günstigen Witterungsverhältnissen ist anzunehmen, daß der Großherzog in den letzten Tagen dieses Monats sein vorläufiges Reiseziel Venedig erreicht.

* Zum Botschafter in Rom an Stelle des zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannten Herrn v. Jagow ist, wie nunmehr halbamtlich bekanntgegeben wird, der Wirkliche Legationsrat Dr. Frhr. v. Jenisch, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Darmstadt, in Aussicht genommen worden.

* Die Wahlprüfungs-Kommission des Reichstags hat beschlossen, die Wahl des Abg. Haupt (Soz.) für den Kreis Jerichow für ungültig, die Wahl des Abg. Haake (Soz., Königsberg 3, Stadt Königsberg) für gültig zu erklären.

* In der württembergischen Zweiten Kammer führte in der Begründung des Etats Finanzminister v. Gessler aus, die Preussisch-Süddeutsche Klassenlotterie habe den verträglichsten Losabstoß nicht erbracht, was vorauszuweisen gewesen und in dem Verträge berücksichtigt worden sei. Bei der zweiten Lotterie sei ein Mehrabstoß von 800 Tausend in Württemberg zu verzeichnen. — Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen sprach der Minister die Hoffnung aus, daß die Bundesstaaten von einer Erhöhung der Matrikularbeiträge durch das Reich verschont bleiben möchten.

Österreich-Ungarn.

* In verschiedenen Städten Ungarns fanden in diesen Tagen Massenversammlungen statt, in denen die dortige Sozialdemokratie zum Generalstreik auffordert, der wegen der Unzufriedenheit mit der Wahlreform verkündet werden soll. — Die Bewegung wird von weiten Kreisen des Volkes unterstützt.

Frankreich.

* Im zweiten Wahlgang wurde Ministerpräsident Poincaré mit 483 gegen 296 Stimmen, die der Sozialist Baillant erhielt, zum Präsidenten der französischen Republik erwählt. Seine Anhänger begrüßten ihn mit lauten Ausrufen der Begeisterung.

Balkanstaaten.

* Dem türkischen Kreuzer „Medschidije“ gelang es in der Nacht, im Nebel unbemerkt die Linie der vor den Dardanellen kreuzenden griechischen Torpedobootszerstörer zu durchbrechen. Das Kriegsschiff erschien plötzlich vor der Insel Syra und beschloß das Pulvermagazin und die Kohlenlager sowie das Elektrizitätswerk, das beschädigt wurde. Der Hafen und die Stadt konnten infolgedessen am Abend nicht beleuchtet werden. Auf den griechischen Hilfskreuzer „Maledonia“, der sich seit etwa acht Tagen im Hafen befand, um Reparaturen an seinem Steueruder vornehmen zu lassen, wurden von dem „Medschidije“ fünfzehn Schüsse abgegeben. Da der Kommandant der „Maledonia“ befürchtete, daß die Beschädigung großen Schaden anrichten würde, versenkte er provisorisch das Schiff im Hafen von Syra. Die Mannschaft war vorher ausgebootet worden. Der Kreuzer „Medschidije“ verließ hierauf Syra und dampfte in der Richtung nach Kleinasien ab. Dieser Handstreich scheint darauf hinzuweisen, daß jetzt die türkische Flotte ihre Latenzlosigkeit aufgeben will.

* Gegenüber den vielfach verbreiteten Gerüchten, daß die bulgarisch-rumänischen Verhandlungen ergebnislos abgebrochen

würden seien, wird aus Sofia amtlich versichert, daß die Botschaften zu einem Abkommen geklärt hätten, das demnächst veröffentlicht werden soll.

* Wie aus Brzrend berichtet wird, hat dort die feierliche Hisung der Flagge auf dem österreichisch-ungarischen Konsulat stattgefunden. Kurz vor der anberaumten Zeit hatte eine Abteilung serbischer Truppen unter dem Kommando eines Offiziers vor dem Konsulat Aufstellung genommen. Der österreichische Konsul Prochaska erschien in Galauniform, umgeben von dem Personal des Konsulats, und gab das Zeichen zur Hisung der Flagge. In dem Augenblick, als diese aufgezogen wurde, leisteten der kommandierende Offizier und die ausgerückte Mannschaft unter klingendem Spiele die vorgegebene Ehrenbezeugung. Hiernit



Poincaré, der neue Präsident von Frankreich.

war die Feier zu Ende. Bald darauf statete Konsul Prochaska dem serbischen Militärkonsulanten einen Besuch ab. Damit ist der serbisch-österreichische Konsularstreit beendet.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 18. Januar.

Am Donnerstag begann die Reichstags-Sitzung mit einer Verteidigung des Herrn Wetterlé durch seinen erst unlängst in den Reichstag gewählten Freund, Kollegen und Landsmann, den Abg. Gähg. Freilich war es nur eine halbe Verteidigung. Herr Gähg sprach von mißverstandenen guten Absichten, erklärte, die Gläser dürften nicht daran, den französischen Chauvinismus zu schüren und versicherte, er und alle seine Landsleute wünschten, daß ein neuer Krieg zwischen Deutschland und Frankreich unter allen Umständen vermieden werden möchte.

Im weiteren Verlauf der Sitzung wirbelten die Dinge und die Neben ziemlich bunt durcheinander. Der sozialdemokratische Abg. Koch sprach von dem drohenden Gespenst am Friedenskimmel. Der Zentrumsabg. Pieper verlangte eine gesetzliche Beaufsichtigung des Kinematographen und eine Denkschrift über die Ergebnisse unserer sozialen Versicherung. Ein nationalliberaler Redner, der Abg. Kästel, ein Bädermeister seines Zeichens, kritisierte die Bäderverordnung und verlangte als bestes Mittel für die Hebung des Handwerks bessere Schulbildung. Und der konservative Abgeordnete Ortel polemisierte in einer sehr langen, aber auch sehr wichtigen, manchmal von stürmischer Heiterkeit unterbrochenen Rede gegen die Linke, insbesondere gegen das freimäßig-sozialdemokratische Stichwahlabkommen, gegen die Haltung der Sozialdemokratie im Falle eines Zukunftskrieges usw.

Schon vorher hatte auch der Staatssekretär

noch einmal in die Debatte eingegriffen. Gegenüber den sozialdemokratischen Vorwürfen wegen seiner mit dem brennlichen Minister des Innern geführten Korrespondenz in Sachen der Wahlurnen berief er sich auf die traditionelle Art der Geschäftsführung und auf die Reichsverfassung; von einer „Abhängigkeit“ könne keine Rede sein.

Der fünfte Tag der Debatte über das Reichsamt des Innern brachte am Freitag zunächst eine große Rede des volksparteilichen Abg. Hoff, der sich namentlich gegen die vorherigen Angriffe des Abg. Ortel wehrte und sich für die konservativen Hinweise auf das freimäßig-sozialdemokratische Stichwahlabkommen durchrevanchierte, daß er der Rechten vorrednete, wie sie mindestens dreizehn Mandate bei den letzten Wahlen durch Stimmhaltung den Sozialdemokraten zugeschanzt habe, ganz abgesehen von dem schriftlichen Stichwahlabkommen, das seinerzeit der Abg. v. Bolto mit den Sozialdemokraten abgeschlossen habe. Der Däne Hansen brachte einen Fall aus Nordholsland vor, wo man auf Grund des Sprachparagrafen sogar einen Gottesdienst in dänischer Sprache verboten habe, einen Fall, den der Zentrumsabg. Pfeiffer so haarsträubend fand, daß er späterhin dem Dänen beispornig und dadurch die bis dahin unterbliebene Antwort vom Regierungssitz erlangte. Abg. Pfeiffer besprach außerdem die Durchführung des Stellenvermittlungsgesetzes, forderte, daß das neue Gesetz nicht in die Gewerbeordnung eingearbeitet werden, sondern als besonderes Gesetz erscheinen möchte und kam dann auf die Kleinlöhne zu sprechen, die mehr und mehr unsern Akademikern aller Fakultäten bezahlt würden. Der Vole Brand sprach noch über die ausländischen Landarbeiter in Deutschland, der nationalliberale Abg. Meyer (Gelle), der Vorsitzende des Vereins deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller, erklärte sich gegen ein Arbeitswilligengesetz, und Graf Kanitz endlich besprach verschiedene Fragen der Wirtschaftspolitik, die hohen Kohlen- und Grundstückspreise, die wieder einmal die Rentabilität der Landwirtschaft unmöglich machten usw.

Diese Aufzählung der Redner ist aber bei weitem nicht erschöpfend, dazwischen hatte noch der Sozialdemokrat Brühne allerlei Klagen vorgebracht. Die Reichsparteiler Warmuth und v. Orken äußerten sich zu Mittelstands- und ähnlichen Fragen, der Abg. v. Müllers wollte seine Unzufriedenheit mit der Politik des Herrn Delbrück dadurch dokumentieren, daß er anheimgestellte, nach englischem Muster „fünf Pfund“, also 100 Mark, vom Gehalt des Staatssekretärs zu streichen.

Auch der Abg. Bruhns war zu Worte gekommen. Der fast völlig leeren Bänken ging nach 7 Uhr die Sitzung zu Ende. Das Gehalt des Staatssekretärs wurde bewilligt, die Spezialberatung auf Dienstag, die Abstimmung über die Resolution auf Mittwoch verlag.

Von Nah und fern.

Gnadengesuche und sonstige Bittschriften an den Kaiser treffen gegenwärtig täglich in überaus großer Zahl bei dem kaiserlichen Zivilkabinett ein. Dies findet ihre Erklärung in dem bevorstehenden Geburtstag des Kaisers, denn verschiedentlich ist man der Ansicht, daß die Gesuche jetzt mehr Aussicht auf Erfolg haben, zumal diese Meinung von Schreibebureaus usw. in ihren Ankündigungen bekräftigt wird. Die Ansicht ist aber ganz irrig, auch diese Bittgesuche werden den zuständigen Ministerien zur Prüfung durch die untergeordneten Behörden zugestellt. Die Nachschreiber nehmen eine Frist von drei bis vier Wochen in Anspruch zwecks Erforschung der Wahrheit der gemachten Angaben und Ermittlung der Bedürftigkeit und Würdigkeit des Bittstellers. Die Erledigung eines an den Kaiser gerichteten Bittgesuches nimmt stets eine Zeit von vier bis sechs Wochen in Anspruch, jetzt aufgegebene Kaisergeburtstags-Bittschriften haben daher keine Aussicht, am Geburtstag des Kaisers erfüllt zu werden.

Im Strom der Welt.

51 Erzählung von Paul Blis. (Fortsetzung.)

Die Herrin sah den jungen Mann mit wohlwollendem Lächeln an, denn sie erkannte sofort, daß er es wirklich gut meinte. Dennoch aber lehnte sie mit einigen herzlichen Worten ab. Er jedoch blieb standhaft. Mutig und mit fröhlichem Freikinn fuhr er fort:

„Nathlich werde ich mich Ihnen nicht aufdrängen; ich bitte nur um die Erlaubnis, Ihnen meine Adresse hierlassen zu dürfen, denn es könnte doch sein, daß ich, der Berlin schon gut kenne, Ihren Angehörigen, vor allem Ihrem Herrn Sohn, vielleicht behilflich sein könnte, wenn er nun einen neuen Beruf zu ergreifen gedenkt.“

Frau Wiise wurde plötzlich interessiert; nach einigem Bedenken erwiderte sie freundlich: „Es ist wirklich sehr liebend von Ihnen, Herr Jensen, daß Sie so an uns denken, und es wäre nicht ausgeschlossen, daß wir in betreff meines Sohnes Ihren Beistand erbitten würden.“

„Stehen jederzeit gern zu Diensten, gnädige Frau! Und wenn der Herr Leutnant Lust haben, sich dem Bankfach zu widmen, glaube ich schon jetzt versprechen zu können, daß ich ihm in unserm Hause eine Stelle als Volontär verschaffen kann.“

„Das wäre ja sehr angenehm. Wo ich danke Ihnen vorerst herzlich für Ihre große Freundlichkeit, Herr Jensen. Wir wollen alles überlegen und besprechen. Und sowie wir uns

in Berlin heimlich gemacht haben, werden wir uns an Sie wenden.“

Er ließ seine Adresse da und empfahl sich. Zehn Minuten später kam Kurt nach Hause, und sofort machte ihn die Mama mit dem neuen Plan bekannt.

Er zog zwar die Stirn in Falten, denn noch immer konnte er sich nicht daran gewöhnen, daß die herrliche, stolze Leutnantszeit nun ein für allemal vorbei sein sollte, schließlich aber hat er um Bedenken, da so ein Schritt doch überlegt sein wollte. Einmündig und niedergeschlagen suchte er sein Zimmer auf. — So war es denn nun also feststehende Tatsache, daß er als „Zivilhecht“ fortan wirken sollte, — statt des Gauls den Fußbock, an Stelle des Degens den Federhalter führen. Verzweifelt miserafle Perspektive! Und sehr düster und sorgenvoll blickte er in die Zukunft.

Mis Lucie heimlich und von dem Besuche des Herrn Jensen und von seinem Anerbieten hörte, erstaunte sie nicht wenig, ja innerlich erschauerte sie sogar ein wenig darüber. Indes verriet sie dies mit keinem Wort und ließ die Dispositionen der Mutter gut. Erst als sie in ihrem Zimmer allein war, überdachte sie alles genauer.

Sie hatte den guten Fritz Jensen ganz vergessen und aus dem Gesicht verloren, seit jenem Tage, da sie ihn einmal ganz kurz abgewiesen hatte. Da war er purpurrot geworden, hatte seine Stelle gekündigt und war nach Berlin gegangen. Und sie wollte ihn auch damals vergessen. Sie fühlte, daß er sie gern hatte. Deshalb machte sie seiner Hoffnung ein jähes

Ende. Denn wohin sollte es führen, wenn die Tochter des Hauses mit einem Kommiss flirrte? Nein, kurz entschlossen hatte sie die Fäden zerrissen. —

Das war damals gewesen, vor Jahren. Weßhalb aber kam er nun wieder? Das beunruhigte sie ganz ernsthaft. Aber es blieb ihr in dieser Zeit nicht viel Muße, aber die Vergangenheit nachzudenken, denn die Tage des Unzugs rückten näher und näher und es gab alle Hände voll zu tun.

Endlich, gegen Ende August, war alles so weit, daß man fort konnte. Sanglos und klanglos, am frühen Morgen, als die halbe Stadt noch in den Federn lag, fuhr man von dannen.

Nur der Abschied von dem alten Hause, von lieben, alten, traulichen Räumen, in denen man so viel Lust und so viel Weh erlebt hatte, er wurde allen dreien schwer. Wieder und wieder schritt Lucie durch die nun leeren Zimmer, so daß ihre Tritte laut widerhallten, und ebenso ging sie durch die Wege des kleinen Gärtchens, das sie mit so viel Sorgfalt gehegt hatte. Alles war voll von tausend lieben Erinnerungen für sie. Und all das zerriss das Schicksal mit rauher Hand. Zu Ende! Alles, alles war jetzt zu Ende, für immer zu Ende!

Mit Gewalt machte sie sich los davon. Nicht weich werden! Einer neuen Zukunft ging es ja entgegen. Da brauchte man Mut und Kraft.

In Gottes Namen fuhren sie in die Welt hinaus.

2. Sie hatten eine Wohnung in einer der vielen neuen Straßen, weit draußen vor den Toren Berlins, gemietet. Vier ganz hübsche Zimmer und sogar mit einem Balkon, von dem aus man auf die weiten Wiesenflächen sehen konnte. Es war alles ganz hübsch und wohlig und anheimelnd, für bescheidene Ansprüche sogar elegant. Nur ein Abgelächertes es hier, und zwar eins, das von allen dreien gleich schrecklich empfunden wurde: die Nachbarschaft! Da aber dagegen nichts getan werden konnte, so mußte man sich auch darin zu finden suchen und hielt sich so viel als möglich reserviert. Am peinlichsten berührt war natürlich Kurt. Er überließ einfach jeden Menschen, der ihm auf der Treppe begegnete, und wenn er nicht gerade hinaus mußte, verließ er die Wohnung überhaupt nicht. Am meisten Angst hatte er davor, daß ihn ein Bekannter oder gar ein früherer Kamerad hier in der Gegend treffen könnte.

Die ersten acht Tage waren wie im Flug vergangen. Man war vom Morgen bis zum Abend mit dem Auspacken der Kisten und Kisten beschäftigt. Dann war es ans Einräumen und Arrangieren der Möbel gegangen, und ehe man es noch spürte, war bereits eine Woche herum und Kurt hatte immer tapfer mitgeholfen, so ungewohnt ihm diese neue Arbeit auch war.

Zwar hatte die Mama ihren Liebling manchmal ein wenig schonen wollen, doch Lucie duldet das nicht, sehr bestimmt trat sie der Mutter entgegen, indem sie sagte: „Laß ihn nur trotz mit anfallen; er muß sich jetzt an Arbeit